

Miß Ada Robin.

Novelle von **Reinhold Ortmann.**

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Während Bruno vorhin mehr als einmal nahe daran gewesen war, irgend ein bedeutsames, vielleicht für seine ganze Zukunft verhängnisvolles Wort zu sprechen, vermied er es jetzt, in seiner Unterhaltung mit Ada Dinge zu berühren, die zu einer Aeußerung über ihr gegenseitiges Verhältnis hätten führen können. Helenens Bild stand ihm jetzt, da er sie fern wußte, unaufhörlich vor Augen, die Erinnerung an das sanfte Gesichtchen weckte jetzt plötzlich ganz andere Empfindungen in ihm, Empfindungen des Mitleids und der leise nagenden Reue. Immer mächtiger trieb es ihn fort aus diesem bunten, lärmenden Festgewühl, das auf eine ihm selbst fast unbegreifliche Weise mit einemmal all seinen früheren Reiz für ihn verloren hatte, und mit einer Bereitwilligkeit, die sie eigentlich überraschen mußte, ging er darauf ein, als Fräulein Robin nach Verlauf einer weiteren Stunde ihren Wunsch, nach Hause zurückzukehren, wiederholte.

„Sie gestatten mir doch, Sie zu begleiten?" fragte er, als er ihr beim Besteigen der Droschke behilflich war. Aber bei der seltsamen Stimmung, in die ihn die ungeklärten, widerspruchsvollen Empfindungen dieser Stunde versetzt hatten, bedeutete es ihm mehr eine Erleichterung als eine Enttäuschung, als sie ihn freundlich bat, davon Abstand zu nehmen.

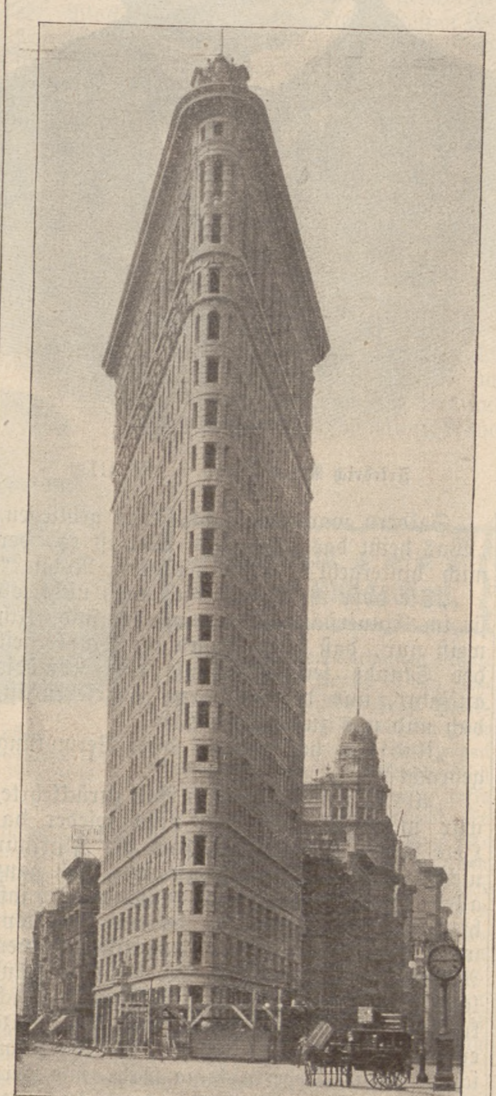
„Ich möchte Ihrer Braut gern ganz unbefangen in die Augen sehen können," sagte sie leise, während der Druck ihrer Hand doch zugleich eine ganz andere Sprache zu führen schien. „Vielleicht ist es besser für uns alle, wenn ich allein fahre."

„Wie Sie es befehlen, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er, auf jede Wiederholung seiner Bitte verzichtend. „Auf morgen vormittag also! Ich werde pünktlich um elf Uhr zur Stelle sein."

Das Rollen des Wagens, der ihm die schöne Amerikanerin entführte, verhallte in der Ferne, und in unerfreulichen Gedanken, finstere Falten zwischen den Brauen, schritt Bruno langsam seiner Behausung zu.

6.

Ein schwerer Seelenkampf, wohl der schwerste seines ganzen bisherigen Lebens, war es, den Saldern in dieser schlummerlosen Nacht zu durchkämpfen hatte. Als aber das dämmernde Licht des Morgens in die Fenster seines Schlafzimmers fiel, hatte er ihn wie ein rechtschaffener Mann bestanden. Die Stimme der Ehre war mächtiger gewesen als die Stimme des durch die Künste einer koketten Verführerin in Flammen gesetzten Blutes, und er erhob sich mit dem ruhigen Gewissen eines Menschen, der seiner selbst nun sicher ist.



Das „Flat Iron Building" in New York. (S. 411)

Wohl war er entschlossen, das Versprechen einzulösen, das er Fräulein Robin gestern gegeben hatte, aber ebenso fest war er auch entschlossen, fortan jeglichen vertraulicheren Verkehr mit der gefährlichen Schönheit zu vermeiden. Hatte Helene doch um der Treue und Beharrlichkeit willen, mit der sie in all diesen leidvollen Prüfungsjahren an ihm festgehalten, wahrlich Besseres verdient, als daß er jetzt sie eines Weibes wegen verließ, von dem er im Grunde doch nichts weiter wußte, als daß sie ein schönes Gesicht hatte.

Er begrüßte es als eine willkommene Zufallsfügung, daß er auf dem Wege zur Wohnung der Professorin einen der ihm unterstellten Beamten der Hafenpolizei antraf, der sich eben in Dienst begeben wollte. Dieser Mann mochte statt seiner Adas Bruder an Bord der „Donau" begleiten, um ihn dort zu legitimieren, während er selbst damit die ersehnte Möglichkeit gewann, sich ungestört mit Helene auszusprechen. Er ersuchte den Mann, ihn zu begleiten, und ließ ihn, nachdem er ihm mitgeteilt, um was es sich handle, vor dem Hause warten.

Helene selbst war es, die ihm oben auf sein Klingeln öffnete, bei seinem Anblick sogleich mit so rascher Bewegung zurücktretend, daß er die Absicht, sie in seine Arme zu schließen, nicht ausführen konnte.

„Willst du die Güte haben, hier einzutreten," sagte sie leise, nach dem Wohnzimmer hindeutend, „ich werde sogleich zu deiner Verfügung sein."

Er hatte kein Recht gehabt, einen wärmeren Empfang zu erwarten, und das eigentümliche schmerzliche Zittern, das er im Klang ihrer Stimme wahrgenommen zu haben glaubte, bestärkte ihn nur in seinem Vorsatz, sie ohne jeden falschen Mannesstolz sogleich rückhaltlos um Verzeihung zu bitten. Als sie nun eine Minute später über die Schwelle trat mit beinahe farblosem Antlitz und dunkel umschatteten Augen, doch scheinbar ganz ruhig und gefaßt, ging er rasch auf sie zu und sagte, ihrer Anrede zuvorkommend, indem er ihr zugleich seine beiden Hände entgegenstreckte: „Vergieb mir, Helene! Ich weiß, daß ich dich gekränkt habe, und es thut mir herzlich leid. Ich hoffe, dies offene Eingeständnis wird den häßlichen Schatten tilgen, den es da für ein paar unselige Tage zwischen uns gegeben hat."

Sie nahm seine dargebotene Hand nicht, und Saldern ließ sie unwillkürlich sinken, als

er gewahr wurde, in wie ernster Haltung sie da vor ihm stand.

„Wenn ich dir überhaupt etwas zu vergeben hatte, Bruno, so ist es längst geschehen," erwiderte sie. „Ich zürne dir nicht, aber ich kann mich auch nicht länger der Erkenntnis verschließen, daß wir bis zu diesem Augenblick beide in einem verhängnisvollen Irrtum befangen waren. Wir müssen uns von ihm befreien, wenn wir nicht unglücklich werden wollen. Laß uns denn ehrlich und tapfer genug sein, es ohne Zaudern und ohne Heftigkeit zu thun. Ich gebe dir dein Wort zurück und bitte dich, mich von der Erfüllung meines Gelöbnisses zu entbinden."

Saldern war aufs äußerste betroffen, aber er fuhr nicht ungestüm auf, wie es ohne Zweifel noch wenige Tage früher bei einer solchen Erklärung der Fall gewesen sein würde. Mit den wärmsten, eindringlichsten Worten suchte er Helene zu überzeugen, daß sie seinem Benehmen während der letzten Tage eine falsche Deutung gegeben habe, daß sein Herz in Wahrheit keiner anderen gehöre als ihr, und daß es nie einer anderen gehören werde. Es machte ihn unruhig, daß sie ihm gesenkten Hauptes und mit schlaff herabhängenden Armen zuhörte, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Glaubte er doch sicher, daß sie jetzt an seine Brust sinken müsse, und daß alles vergessen sein würde in einem heißen, zärtlichen Kuß der Versöhnung.

Aber er hatte sich in dieser Erwartung betrogen.

„Es ist nicht das, um was es sich handelt, Bruno," sagte sie, als er innehielt, weil er für den Moment nichts mehr zu sagen wußte. „Ich habe niemals so gering von dir gedacht, um zu glauben, daß du mich hintergehen könntest. Aber ich habe jetzt zum erstenmal Gelegenheit gehabt, mich mit anderen zu vergleichen, die dir ebenso leicht erreichbar sind als ich, und die dir viel begehrenswerter erscheinen müssen. Ich bin ein verblühtes Mädchen und besitze nichts mehr von dem, was vielleicht einst liebenswert an mir war. Daß du mich trotzdem zu deiner Gattin machen würdest, bezweifle ich nicht, und ich bezweifle auch nicht, daß du dich immer verpflichtet glauben würdest, mir die Treue zu bewahren. Aber ich beginge ein schweres Unrecht gegen dich wie gegen mich selbst, wenn ich es jetzt noch geschehen ließe. Ich bin unwiderruflich entschlossen, unser Verlöbnis zu lösen."

Noch einmal versuchte er mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, ihren Sinn zu ändern, aber als er erkennen mußte, daß alles umsonst war, da lehnte sich doch endlich sein Stolz gegen den Trotz dieses Mädchens auf, und er beantwortete ihr immer wiederholtes beharrliches Nein schließlich mit der Erklärung, daß ihm unter solchen Umständen nichts anderes übrig bleibe, als sich ihrem Willen zu fügen.

„So werde ich also gehen, um nie mehr wiederzukehren," schloß er. „Die Verantwortung für das, was in dieser Stunde geschehen ist, aber liegt auf dir. Und nun vergieb, wenn ich deine Gastfreundschaft trotz des Vorgefallenen noch für einige Minuten in Anspruch nehmen muß. Ich habe ein Versprechen einzulösen, das ich Fräulein Robin gab, und bin zu diesem Zweck genötigt, ihr eine kurze mündliche Mitteilung zu machen."

Er wandte sich, um an die Thür von Morton Robins Zimmer zu klopfen. Helene folgte ihm mit den Augen, und etwas wie ein schwerer Seelenkampf malte sich in ihren Zügen.

Als er einige Schritte gethan hatte, sagte sie mit gepreßter Stimme: „Nur einen Augenblick noch, Bruno! Es fällt mir unsäglich schwer, davon zu sprechen, denn ich weiß, daß meine Beweggründe sehr leicht mißdeutet werden können. Aber Fräulein Robin hat mir an diesem Morgen gesagt, welche Verpflichtung du gegen sie eingegangen bist, und so wenig ich dich hindern möchte, ihr einen Dienst zu erweisen, so wenig kann ich doch schweigend geschehen lassen, daß man dich hintergeht."



Friedrich Alfred Krupp †. (S. 411)

Saldern war überrascht stehen geblieben. „Was heißt das, Helene? Wer ist es, der mich hintergeht? Etwa Fräulein Robin?"

„Sie oder ihr Bruder, ich weiß nicht, ob sie im Einverständnis miteinander sind. Ich weiß nur, daß dieser angebliche Kranke seit der Stunde seiner Ankunft eine Komödie aufführt, und daß es darauf abgesehen ist, dich und uns zu täuschen."

„Und was hat dich auf diese Vermutung gebracht?"

„Als ich gestern von dem Ball zurückkehrte, war meine Mutter noch nicht wieder da. Herr Robin hatte das Oeffnen der Flurthür nicht gehört und mochte glauben, sich ganz allein in der Wohnung zu befinden. Ich saß hier im dunkeln Zimmer, da mich der Kopf wirklich schmerzte und das Lampenlicht meinen Augen wehe gethan hätte. Die Thür zu Fräulein Adas Stube war halb geöffnet, und ich konnte von meinem Platze aus das ganze erleuchtete Gemach übersehen. Und da nahm ich zu meiner Ueberraschung wahr, wie Herr Robin aus seiner Kammer trat, nicht gebeugt und gebrechlich, wie wir ihn bisher immer gesehen, sondern straff und aufrecht in der Haltung eines kerngesunden Mannes. Er ging eine Weile auf und nieder und sprach dabei halblaut allerlei vor sich hin, was ich nur teilweise verstand. Aber ich habe deutlich gehört, daß er auf englisch sagte: „Eine verfluchte Geschichte, diese alberne Schauspielerei! Das ist ja beinahe schlimmer, als wenn man schon im Loche steckte!" Dann trat er vor den Spiegel und studierte sehr aufmerksam sein Gesicht. Mir wurde bei alledem schrecklich angst, denn es war etwas Unheimliches in dem Aussehen und in dem Wesen des Menschen. Ich atmete auf, als er endlich in seine Kammer zurückging, aber ich nahm mir vor, daß meine Mutter ihm die Wohnung aufkündigen solle. Zu dir hätte ich von alledem nicht gesprochen, wenn ich nicht von einer schweren Unruhe und Bangigkeit erfüllt wäre, seitdem ich weiß, daß du dazu gebraucht werden sollst, ihm die Abreise nach Amerika zu ermöglichen."

Saldern hatte eine Empfindung, als wäre ein Kübel eiskalten Wassers über ihn ausgeschüttet worden. Er drückte beide Hände an die pochenden Schläfen, und Helene hielt erschrocken inne, als sie den verstörten Ausdruck seiner Züge sah.

„Wenn es das wäre!" murmelte er. „Wenn es das sein könnte!"

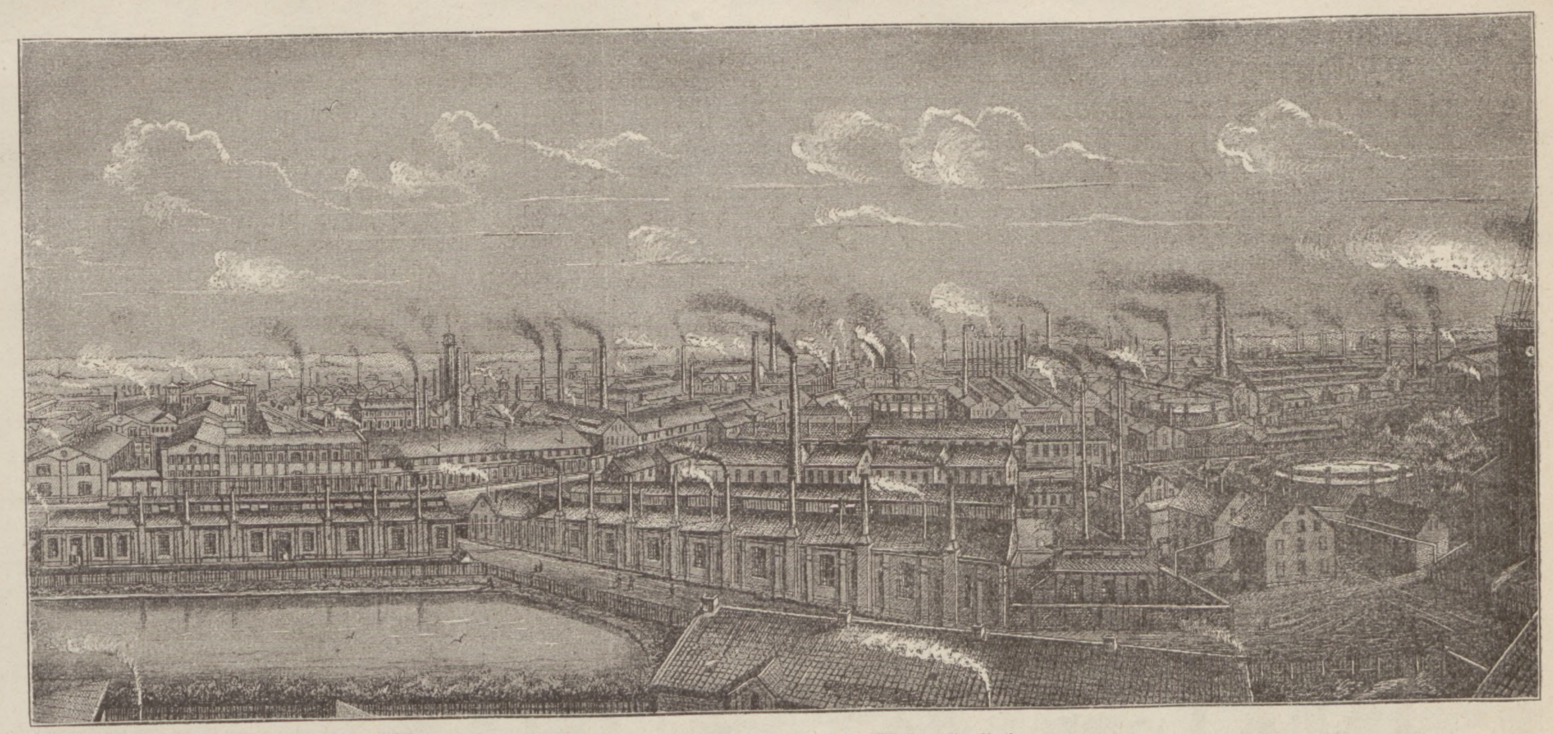
In diesem Augenblick wurde hinter der geschlossenen Thür Adas helle, fröhliche Stimme vernehmlich: „Bist du endlich fertig, Morton? Herr v. Saldern muß jeden Augenblick kommen, uns abzuholen."

Saldern richtete sich hoch auf. Mit finsterer, entschlossener Miene ging er zu der Thür und klopfte, um auf Adas munteres Herein die Schwelle zu überschreiten und die Thür wieder hinter sich zu schließen.

Beide Hände auf die stürmisch atmende Brust gepreßt, lauschte Helene in angstvoller Spannung. Da hörte sie einen schrillen Aufschrei aus weiblichem Munde und gleich darauf Brunos erhobene Stimme: „Im Namen des Gesetzes — ich erkläre Sie für verhaftet!"

Eine Sekunde lang war es totenstill, dann gab es ein dumpfes Stampfen und Poltern, ein Geräusch, wie wenn zwei Männer miteinander rängen — einen halb unterdrückten Schmerzensruf — und dann stürzten aus der heftig aufgestoßenen Thür Morton Robin und seine Schwester hervor, um in wilder Hast den Ausgang der Wohnung zu gewinnen. Helene hatte sich ihnen in den Weg stellen wollen, aber die Amerikanerin, die ihr an Körperkraft überlegen war, hatte sie ungestüm weggestoßen, und in demselben Moment hatte auch der Anblick von etwas Unerwartetem, Entsetzlichem die Glieder des jungen Mädchens gelähmt.

Sich mit einer Hand an den Pfosten der Thür klammernd, die andere, die mit Blut überströmt war, auf die Brust gepreßt, stand Bruno totenbleich auf der Schwelle von Adas Zimmer, indem er mit einer ganz fremdklingenden und trotz der unverkennbaren äußersten Anstrengung fast versagenden Stimme rief: „Haltet ihn auf — den Bankdieb —



Panorama der Kruppschen Werke in Essen a. d. Ruhr.

den Mörder! Helene — unten vor der Thür — der Polizist —"

Aber er konnte nicht mehr vollenden, denn er hatte den letzten Rest seiner Kraft aufgewendet, und bewußtlos taumelte er zu Boden. Helene aber war von dem Schrecklichen nur für einen Moment ihrer Geistesgegenwart und Bewegungsfähigkeit beraubt worden. In der nächsten Sekunde schon eilte sie an das Fenster und rief mit weithin gellender Stimme auf die Straße hinab: „Haltet sie auf — die Mörder!"

Dann, ohne sich um den Erfolg ihres Alarmrufes zu kümmern, flog sie auf den Ohnmächtigen zu, umschlang ihn leidenschaftlich mit beiden Armen und überhäufte ihn mit den heißesten, zärtlichsten Liebesworten, mit Worten, wie sie noch nie zuvor über ihre Lippen gekommen waren.

— — — — — — — — — —

Der Anblick des unten vor der Hausthür wartenden Polizeibeamten hatte auf die fliehenden Verbrecher so niederschmetternd gewirkt, daß der Beamte den angeblichen Morton Robin ohne allen Zweifel als ein verdächtiges Individuum angehalten haben würde, auch wenn nicht in dem nämlichen Moment Helenens Ruf laut geworden wäre. So hatte die Flucht der beiden ein sehr rasches Ende gefunden, und noch in derselben Stunde konnte der Telegraph dem bestohlenen Berliner Bankhause melden, daß der so lange vergeblich gesuchte Betrüger ergriffen, und der größte Teil des erschwindelten Geldes bei ihm vorgefunden worden sei.



G. Frenssen.
Nach einer Photographie von H. Carsten in Wesselburen.

Die spätere Untersuchung ergab, daß der Verbrecher mit seinem wahren Namen James Hurley hieß und ein seit langem vergeblich gesuchter internationaler Hochstapler war. Die angebliche Miß Ada Robin war eine ehemalige Liedersängerin eines New Yorker Vergnügungsetablissements. Sie hatte sich als eine würdige Genossin des gefährlichen Gauners erwiesen, denn mit Hilfe ihres so geschickt durchgeführten Planes wäre es ihr um ein Haar gelungen, Hurley, der sich so lange in Berlin verborgen gehalten, in Sicherheit zu bringen. Jetzt gingen beide der wohlverdienten Bestrafung entgegen.

Bruno v. Saldern, der durch einen Dolchstich des verzweifelt um seine Freiheit kämpfenden Verbrechers schwer verwundet worden war, blieb auf Helenens dringende Bitten hin in ihrem Hause, und selten wohl hat ein Patient treuere, aufopferndere Pflegerinnen gehabt als er. Wochenlang bestanden die ernstesten Gefahren für sein Leben, dann aber hatte seine jugendkräftige Natur den Sieg davongetragen, und er erstand von seinem Leidenslager in alter Frische des Körpers und des Geistes.

Von der Aufhebung ihres Verlöbnisses war zwischen Helene und ihm seit dem Augenblick, da er aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte und ihr sanftes Gesicht an seinem Bette sah, mit keiner Silbe mehr die Rede gewesen. Was trennend und entfremdend zwischen ihnen gestanden hatte, war durch die Ereignisse hinweggetilgt, und in den ersten Maientagen ihrer jungen Liebe waren sie nicht glücklicher gewesen als jetzt, da durch die Beförderung Brunos ihre Vereinigung in nächste Nähe gerückt war.

Ende.

Illustrierte Rundschau.

Einer der merkwürdigsten „Wolkenkratzer" **New Yorks** ist das kürzlich vollendete **„Flat Iron Building"**, das Bügeleisen, ein Bau, der sich auf einer schmalen, keilförmigen Grundfläche von 8770 Quadratfuß an der Ecke, wo Broadway und Fünfte Avenue zusammentreffen, erhebt. Er ist ganz aus Stahl und Stein hergestellt, hat 20 Stockwerke und eine Gesamthöhe von 300 Fuß, während die Hauptfront 185 Fuß lang ist und die Grundmauern 31 Fuß unter die Straßenoberfläche hinabgehen. Die 400 Räume, welche das „Bügeleisen" umschließt, sind sämtlich Geschäftszwecken gewidmet und werden durch 5000 elektrische Lampen erhellt. Sechs Fahrstühle vermitteln den Verkehr zwischen den einzelnen Stockwerken. Nicht weniger als 4000 Tonnen Stahl und 3 Millionen Backsteine waren zur Herstellung des Baues nötig. — Der plötzlich verstorbene Geheimrat **Friedrich Alfred Krupp**, der Inhaber der weltberühmten **Werke in Essen**, wurde am 17. Februar 1854 geboren und war seit dem Tode seines Vaters im Jahre 1887 Alleinbesitzer der Firma und Leiter des gewaltigen Unternehmens, dem er 1893 das Grusonwerk in Magdeburg und 1896 die Schiffs- und Maschinenbauanstalt „Germania" hinzufügte. Außerdem besaß er noch ein Stahlwerk in Annen, vier Hochofenanlagen, eine Eisenhütte, drei Kohlenzechen, eine Anzahl Eisensteingruben und eine Reederei in Rotterdam. Seine Spezialität war bekanntlich die Erzeugung von Kanonen und Panzerplatten, mit denen er alle Staaten der Erde versorgte. Die Gesamtzahl der auf den Kruppschen Werken beschäftigten Personen beträgt rund 43,000. Er war der bedeutendste Großindustrielle Deutschlands und mit einem jährlichen Einkommen von 12 bis 15 Millionen Mark zur Steuer veranlagt. — Der durch seinen Roman „Jörn Uhl" plötzlich berühmt gewordene norddeutsche Dichter **Gustav Frenssen**, der jüngst aus der Bauernfeldtstiftung in Wien eine Ehrengabe von 2000 Kronen erhielt, ist in Barlt in Dithmarschen-Holstein am 19. Oktober 1863 als Sohn eines Tischlers geboren, studierte in Tübingen, Kiel und Berlin Theologie und wirkte dann dreizehn Jahre als Pfarrer, die letzten zehn Jahre in Hemme in Norderdithmarschen. Mit seinem Roman „Jörn Uhl", in dem sich eine gesunde und tiefe Weltanschauung und sein Talent zu scharfer Charakterzeichnung glänzend offenbart, hat er einen so großen und fast beispiellosen Erfolg erzielt, daß er sein Pfarramt aufgeben und sich in seiner Heimat ankaufen konnte.

Fechtübungen mit Bambusstangen in Siam.

(Mit Bild auf Seite 412.)

Die Bewohner des hinterindischen Königreichs Siam lieben Volksspiele und jede Art von Sport ungemein, besonders steht der Faustkampf und das Fechten mit Bambusstangen seit alters her in Blüte. Beim Faustkampf werden gepolsterte Fechthandschuhe benutzt, damit niemand zu Schaden kommt. Ebenso harmlos, nur ein Spiel der Kraft und Gewandtheit, ist das Fechten mit Bambusstangen. Die Fechter treten stets in Gruppen von vieren auf und kämpfen zwei gegen zwei. Die Sieger haben sich dann aufs neue miteinander zu messen, bis zuletzt einer als Sieger über alle aus dem Kampfspiel hervorgeht. Die Zuschauer hocken während des Spieles, zu dem eine Flöte und eine Trommel anfeuernde Musik macht, ringsum auf dem Boden und verfolgen eifrig den Fortgang des Kampfes und die Aussichten dieses oder jenes hervorragenden Fechters, wobei es an Wetten nicht fehlt, denn die Wettleidenschaft ist bei dem fröhlichen Völkchen so stark ausgebildet, wie bei den Engländern.

Karl der Kahle erhält bei seiner Hochzeit die Forderung seines Bruders Ludwig auf Teilung des Reiches.

(Mit Bild auf Seite 413.)

Im Teilungsvertrage von Verdun im Jahre 843 hatten die Enkel Karls des Großen das gewaltige Reich dergestalt unter sich geteilt, daß Ludwig Ostfranken (das jetzige Deutschland), Karl der Kahle Westfranken (das jetzige Frankreich) und Lothar Mittelfranken (Lothringen und Burgund, nebst Friesland und dem Langobardenreich in Italien) erhielt. Nach dem frühen Tode Lothars bildete dessen Reich den Zankapfel zwischen Ludwig und Karl. Letzterer ergriff, während Ludwig krank in Regensburg darniederlag, von Lothringen Besitz, ließ sich in Metz zum König salben und feierte dann seine Vermählung mit der schönen Richilde. Die prunkvolle Feier erlitt eine jähe Störung, denn bei der Hochzeitstafel traten plötzlich die Abgesandten Ludwigs in den Saal und verlasen mit erhobener Stimme die Forderung Ludwigs des Deutschen, daß Karl der Kahle sich redlich mit ihm in das Erbe des verstorbenen Bruders teile. So geschah es denn auch, und Friesland nebst Lothringen und dem Elsaß kam im Vertrage zu Mersen 870 an das deutsche Reich.

Auf dem Depeschenboot.

Erzählung aus dem spanisch-amerikanischen Kriege.

Von **Gerhard ten Boer.**

„Graves schwer erkrankt, Tidney zusammengebrochen, dringend Hilfe nötig. Lucas."

Diese Depesche fiel in den letzten Tagen des Juni 1898 wie eine Bombe in unsere Redaktion in Chicago. Die Verleger und der Chefredakteur hatten eine lange Besprechung; dann wurde ich gerufen.

„Mr. ten Boer," sagte der Chef, „Sie



Fechtübungen mit Bambusstangen in Siam. (S. 411)
Nach einer Originalphotographie.

müssen heute nachmittag noch nach dem Kriegsschauplatz. Lucas ist ganz allein, und der Maler Clarke kann ihm wahrscheinlich nicht viel helfen. Auf die Dauer hält Lucas allein die Sache nicht aus. Sind Sie bereit?"

„Jawohl. Wohin soll ich?"

„Gehen Sie nach Tampa. Sie können in zwei Tagen dort sein. Heute ist Montag, Mittwoch abend, spätestens Donnerstag früh müssen Sie am Bestimmungsort sein, und wir werden Lucas telegraphisch anweisen, daß er mit unserem Depeschenboot Donnerstag früh im Hafen von Tampa liegt. In zwei Stunden fahren Sie ab. Viel Glück auf den Weg, und lassen Sie sich von den Spaniern nicht abfangen, Sie wissen, die haben erklärt, daß sie jeden amerikanischen Berichterstatter, den sie einfangen, als Spion behandeln würden."

„Hat gute Wege!" entgegnete ich und stürmte davon, um noch einige Einkäufe zu machen und mich dann von den Verlegern zu verabschieden. Um drei Uhr saß ich im Schnellzug, der nach Süden ging. Ich wollte direkt hinunter zum Golf von Mexiko, mein vorläufiges Ziel war Mobile.

Den Hauptteil des Krieges bildete augenblicklich die Blockade von Santiago de Cuba durch die amerikanische Flotte. Jede Zeitung mußte ein eigenes Schiff haben, das sich in der Nähe der Flotte aufhielt und auf Nachrichten lauerte. Auf dem Schiff befanden sich Berichterstatter und Zeichner. Sowie bei der Flotte etwas vorfiel, dampfte das Schiff nach dem nächsten Hafen, so schnell, als die Maschine es vermochte, und es wurde von dort aus telegraphiert. Solch ein Depeschenboot, wie man diese Zeitungsschiffe nannte, war für teures Geld gemietet, hatte eine Besatzung, die von der Zeitung bezahlt werden mußte, brauchte sehr viel Kohlen und anderes Betriebsmaterial und hatte einen ganzen Stab von Journalisten an Bord, die verpflegt und bezahlt werden mußten.

Auch wir hatten ein Depeschenboot, die „Illinois", bei der Blockadeflotte vor Cuba. Auf diesem Schiffe war unser Redaktionskollege Lucas der Obmann oder, wenn das besser klingt, Chef. Er hatte noch zwei Berichterstatter, Graves und Tidney, sowie einen Maler Namens Clarke bei sich.

Die beiden Berichterstatter des Kollegen Lucas waren nun aber dienstunfähig geworden, wie seine Depesche mitteilte, und ich ging zu deren Vertretung nach Tampa, dem Hafen, von dem aus die amerikanischen Landtruppen nach Cuba hinüberbefördert wurden. In und bei Tampa befand sich das große Kriegslager, in welchem die Landtruppen, Reguläre und Freiwillige, angesammelt und für den Krieg vorgebildet wurden.



Karl der Kahle erhält bei seiner Hochzeit die Forderung seines Bruders Ludwig auf Teilung des Reiches. (S. 412)

Ich fuhr ohne Unterbrechung bis Mobile und entschloß mich, von dort aus mit dem Dampfer nach Tampa an der Westküste der großen Halbinsel Florida zu gehen. Die Ueberfahrt kürzte meinen Weg so ab, daß ich am Donnerstag früh bereits in den Hafen von Tampa einfuhr. Ich sah die „Illinois" im Hafen liegen und begab mich sofort an Bord derselben. Ich fand von den Kollegen niemand an Bord, sondern nur den Kapitän, Mr. Westrup, einen ziemlich bejahrten Seemann. Die „Illinois" nahm Kohlen und Proviant ein und reparierte die Maschine.

„Diesmal dauert die Reparatur vielleicht bis morgen früh," erklärte der Kapitän, „wir müssen einen der Kessel in Ordnung bringen, bei dem scharfen Fahren gehen die Kessel immerfort kaput."

Kapitän Westrup meinte, ich würde Lucas am besten in dem einzigen Hotel Tampas treffen, denn dort sei auch das militärische Hauptquartier. Sei er nicht dort, so müsse ich eben warten, denn nach Tampa-West und Tampa-Heights, wo sich die großen Lager befänden, könne ich doch nicht hinaus, um ihn zu suchen. Tampa ist unter gewöhnlichen Umständen ein harmloses Seebad, eine spießbürgerliche Sommerfrische und hatte deshalb nur ein einziges Gasthaus, das es sich wohl nie hatte träumen lassen, Hauptquartier einer Armee zu werden.

Ich ging nach dem Gasthofe von Tampa. Hier fand ich ein buntes Durcheinander von Personen. Eine halbe Stunde mußte ich nach Lucas suchen. Als ich ihn antraf, saß er mit einigen New Yorker Kollegen in eifriger Beratung über eine Karte von Cuba gebeugt. Seit einigen Tagen waren unsere ersten Landungstruppen auf der Insel, und ein Angriff auf Santiago von der Landseite mußte bald geschehen.

Lucas war sehr erfreut, mich zu sehen. „Hallo," rief er, „da sind Sie ja! Nun, Sie kommen gerade recht, denn in den nächsten Tagen giebt es schwere Arbeit. Es freut mich, daß man Sie geschickt hat, Sie halten wenigstens etwas aus. Schwerer Dienst auf dem Depeschenboot, das kann ich Ihnen sagen. Man bleibt drei bis vier Tage ununterbrochen im Dienst und kann in dieser Zeit nicht einmal schlafen, wenn zu hoher Seegang ist. Unsere „Illinois" ist ein sehr schnelles Schiff, aber als Vergnügungsdampfer ist sie nicht eingerichtet."

„Wir gehen erst morgen los?" fragte ich.

„Ja, wir müssen unsere Kessel in Ordnung bringen lassen, wir werden sie in den nächsten Tagen sehr in Anspruch nehmen müssen und haben uns auf große Leistungen der Schiffsmaschine einzurichten. Wenn erst der Landangriff auf Santiago de Cuba im Gange ist, dann ist jede Stunde für uns von unbezahlbarem Wert, und wir können dann keine Zeit auf Reparaturen verwenden. Also machen wir sie lieber vorher. Nun aber will ich Einkäufe besorgen. Abends treffen wir uns wieder hier. Ich empfehle Ihnen, sich ein Zimmer geben zu lassen und auf Vorrat zu schlafen."

Am Abend saßen Lucas und ich wieder im Gasthofe und „horchten herum". Zeitungskorrespondenten, Adjutanten, Generalstabsoffiziere, Lieferanten, Regierungsbeamte, Offiziere aus dem Lager bildeten die bunte Gesellschaft in den Restaurationssälen des Hotels. Auch Damen in großen Toiletten sah man, meist Frauen von höheren Offizieren.

Hundert Gerüchte über den Landangriff auf Santiago gingen um, meist sich widersprechend und uns arme Zeitungskorrespondenten zur Verzweiflung bringend. Ein großer Teil der Zeitungsleute neigte zu der Ansicht, daß der Landangriff unmittelbar bevorstehe, verschiedene Vertreter großer Zeitungen fuhren mit ihren Depeschenbooten noch spät am Abend von Tampa ab.

— — — — — — — — — — —

Es war gegen neun Uhr und schon längst finstere Nacht. Lucas saß hinter einem Glase Wein und studierte die Karte von Cuba. Eine Kavallerieordonnanz von den „Wilden Reitern", deren Oberst der jetzige Präsident Roosevelt war, schritt durch den Saal und trat auf Lucas zu.

„General Broome möchte Sie in seinem Zimmer einen Augenblick sprechen!"

„Kommen Sie mit!" sagte Lucas zu mir, und ich folgte mit ihm der Ordonnanz. Lucas hatte noch Zeit, mir zu sagen, daß Broome Brigadegeneral und einer der Lagerkommandanten sei. Wir trafen den weißhaarigen Herrn, der schon den Sezessionskrieg mitgemacht hatte, in seinem Zimmer unter Papieren halb vergraben. Lucas stellte mich vor, und der General schüttelte mir, wie üblich, die Hand.

„Meine Herren, gehen Sie morgen zur Blockadeflotte?" fragte er, und als wir bejahten, fuhr er fort: „Sie können dann einer Dame einen großen Dienst erweisen, der Witwe des verstorbenen Senators Macpherson. Der Mann war zu Lebzeiten bei Ihnen in Chicago eine sehr wichtige Persönlichkeit, und seine Verwandtschaft hat heute noch großen Einfluß. Ich glaube, es liegt auch im Interesse Ihrer Zeitung, der Dame gefällig zu sein. Es handelt sich darum, eine Leiche von der Flotte hierher zu bringen, die Leiche eines jungen Offiziers, der an der Schwindsucht gestorben ist. Es ist der Sohn der Dame, das einzige Kind."

„Sehr gern, Herr General," antwortete Lucas, „aber ich fürchte, meine Pflichten als Berichterstatter zu versäumen. Wenn wir die Leiche an Bord haben, müssen wir mit Volldampf hierher nach Tampa zurück. Wenn nun unterdes der Landangriff auf Santiago stattfindet?"

General Broome nickte lächelnd. „Sie haben recht, aber Sie können beruhigt sein. Der Landangriff findet innerhalb der nächsten acht Tage nicht statt, wir müssen noch mehr Truppen nach Cuba senden, um stark genug für den Angriff zu sein. Sind Sie nun zufrieden?"

„Außerordentlich, Herr General," antwortete Lucas lächelnd.

„Wo befindet sich die Leiche?"

„An Bord der „Nebraska"."

„Kapitän Marsham, ein sehr unangenehmer Herr!" sagte Lucas. „Wünscht uns Journalisten zu allen Teufeln. Erlaubt nicht einmal, regelmäßig an die „Nebraska" anzulegen. Ist sehr launenhaft."

General Broome lächelte. „Ich werde Ihnen einen Empfehlungsbrief für den Kapitän Marsham geben." —

Die Sonne war im Aufgehen begriffen, als wir an der Südküste von Cuba entlang dampften. Es war am Sonntag morgen. Wir hatten seit Freitag mittag gute Fahrt, und ich Gelegenheit gehabt, mich auf dem Depeschenboot einzuleben. Wir hatten außer dem Kapitän Westrup noch einen Steuermann nebst zwölf Matrosen, außerdem neun Heizer, sämtlich Neger, drei Maschinisten und einen Ingenieur.

Endlich lag im Glanz der Morgensonne die stolze amerikanische Flotte vor uns. Da sahen wir mit ihren drei Schornsteinen und zwei Masten die „New York", das Flaggschiff Admiral Sampsons, dort den „Marblehead" mit dem starken massigen Bug, die „Massachussets" mit ihren drohenden Panzertürmen, die „Indiana", die „Detroit", die „Wilmington". Zwischen den Riesenpanzern sah man eine Anzahl von Depeschenbooten. Die „Nebraska" lag fast in der Mitte der Blockadestellung.

„Ich wollte so wie so an Bord," sagte Lucas, „ich habe dem Leutnant Foote Zigaretten und den Deckoffizieren Shergam und Ashley illustrierte Zeitschriften mitzubringen."

Gerade als wir an der langgestreckten „Nebraska" anlegen wollten, ging auf dem Admiralschiff „New York" ein weißer Wimpel mit schwarzem Kreuz in die Höhe, der „Andachtswimpel", welcher den Schiffen der Flotte das Zeichen zum Beginn des Sonntagsgottesdienstes gab. Auf der „Nebraska" tönten die Signalhörner, welche die Besatzung auf das Deck riefen. Wir legten an, und wenige Minuten später kletterte ich zum erstenmal an der Jakobsleiter der „Nebraska" zum Deck empor. Diese Jakobsleiter besteht aus einer Reihe senkrecht übereinander angebrachter, bügelförmiger, eiserner Tritte, die in der Panzerwand des Schiffes eingelassen sind, und auf denen man hinauf- und hinuntersteigen kann.

Kapitän Marsham ließ uns sagen, daß er uns erst nach dem Gottesdienst sprechen könne, und daß dann die Auslieferung der Leiche des Leutnants Macpherson erfolgen solle. Wir suchten uns auf Deck einen Platz, um der feierlichen Handlung beizuwohnen. In einem großen Viereck marschierten die Mannschaften mit den Offizieren auf. In die Mitte dieses Vierecks trat der Schiffsgeistliche, und bald klangen die Töne des Chorals, den die Schiffskapelle blies, über die Gewässer.

Hinter der Reihe der Mannschaften stand ein Matrose mit eisernen Fesseln an Händen und Füßen. Drei andere Matrosen bewachten diesen Verbrecher, dem man gestattet hatte, dem Gottesdienste beizuwohnen. Das Bild, das dieser Gefangene bot, war ein ungemein packendes. War er doch selbst ein hübscher, junger Bursche, dessen offenes Gesicht auf alles andere eher als auf einen Verbrecher deutete. Er mochte in der Mitte der zwanziger Jahre stehen, und seine mittelgroße Gestalt machte den Eindruck außerordentlicher Körperkraft und Gewandtheit.

Nach dem Gottesdienst kam Kapitän Marsham auf uns zu und fragte uns, ob wir auch die gesamten Effekten des toten Offiziers mit uns nehmen wollten, was wir natürlich bejahten. Der Kapitän teilte uns noch kurz mit, daß der Schiffszimmermann einen Sarg für den Toten zurecht gemacht habe, und daß in einer Stunde die Leiche von Bord gehen könne. Dann ging er mit kurzem Gruß davon. Leutnant Foote und die beiden Deckoffiziere Shergam und Ashley kamen heran, um die Sachen, die ihnen Lucas mitgebracht hatte, in Empfang zu nehmen.

„Was ist denn auf dem Schiff los?" fragte Lucas. „Ihr habt ja alle solche Leichenbittermienen."

„Es giebt morgen früh eine Hinrichtung," versetzte Leutnant Foote. „Haben Sie den Gefangenen beim Gottesdienst gesehen? Morgen, bei Tagesanbruch, soll dieser Mann im Angesichte der ganzen Flotte gehängt werden. Es ist eine Schande, daß das gerade unserem Schiff passieren muß. Tausend Dollars würde der Kapitän geben, wenn uns diese Schande erspart bliebe. Sie werden heute nicht viel frohe Gesichter an Bord erblicken."

Die Deckoffiziere klärten uns näher auf. Der Matrose Tom Wood hatte sich einer groben Insubordination schuldig gemacht, die nach den strengen Gesetzen auf einem Kriegsschiff vor dem Feinde mit dem Tode bestraft

werden mußte. Die Umstände, unter denen die Insubordination begangen worden, sprachen jedoch vom menschlichen Standpunkte aus sehr zu Gunsten des Verurteilten. Die „Nebraska" hatte einen alten Bootsmann, der, wie leider so viele alte Unteroffiziere in den verschiedenen Kriegsmarinen, stark dem Trunke ergeben war. Wegen ihrer Diensttüchtigkeit sieht man den alten Knaben dergleichen wohl nach, wenn es nicht zu arg kommt. Der Bootsmann hatte sich an Wood vergriffen und den Matrosen so zur Wut gebracht, daß dieser sich thätlich widersetzte und den Vorgesetzten zu Boden schlug. Da das in Gegenwart vieler Mannschaften geschehen war, mußte der unglückliche Wood vom Bordgericht zum Tode verurteilt werden.

Wood war Steuermannsmaat der Handelsmarine, war aus Begeisterung freiwillig in den Kriegsdienst getreten und ein sehr tüchtiger und braver Seemann, der auf der Liste der Leute stand, die wegen Tapferkeit befördert werden sollten. Das konnte ihm aber in diesem Falle nichts nützen. Er hatte vor versammeltem Kriegsvolk und angesichts des Feindes seine Hand gegen einen Vorgesetzten erhoben und mußte sterben. Es gab keinen Menschen an Bord, der ihn nicht auf das tiefste bemitleidete.

„Wie schon Leutnant Foote sagte, der Kapitän würde tausend Dollars und fünf Jahre seines Avancements drum geben, wenn die Hinrichtung nicht stattzufinden brauchte," schloß Mr. Shergam seine Rede.

Schon seit einigen Minuten hatte ich in den Augen meines Kollegen Lucas ein eigentümliches Aufleuchten gesehen.

„Lassen Sie mich einen Augenblick mit den Herren allein," sagte er zu mir, „ich habe etwas Dringendes mit ihnen zu besprechen. Vielleicht machen Sie sich um die Besatzung dadurch verdient, daß Sie Briefe einsammeln, die wir nach Tampa mitnehmen können."

Ich folgte dem Wunsche meines Kollegen, wenn auch mit einigem Erstaunen. In kurzer Zeit hatte ich alle Taschen voll Briefe, und von allen Seiten rief man mir zu, noch etwas zu warten, um noch weitere Sendungen mitzunehmen. Lucas hatte inzwischen mit den beiden Deckoffizieren eine sehr lebhafte Unterredung, und schließlich verschwand er mit ihnen unter Deck. Als er eine Viertelstunde später wieder heraufkam, hatte sein Gesicht einen Ausdruck scharfer Spannung.

„Kommen Sie auf unser Schiff," sagte er, „wir wollen noch die anderen Kriegsschiffe der Flotte aufsuchen, für welche wir Sachen abzugeben haben."

Wir machten unsere Rundfahrt, empfingen überall Briefe und Karten zur Beförderung nach Tampa, hörten überall das lebhafteste Bedauern wegen der Hinrichtung, die am nächsten Tag auf der „Nebraska" stattfinden sollte, bekamen wieder eine große Liste von Bestellungen und kehrten nach einer Stunde Abwesenheit an Bord der „Nebraska" zurück.

Meines Kollegen Lucas hatte sich eine Eilfertigkeit bemächtigt, die ich mir gar nicht zu erklären wußte. Er quittierte an Deck über den Empfang der Leiche, sowie der Effekten des Offiziers, und ich that rasch meinen Dienst als freiwilliger Postbeamter, indem ich wieder Briefe einsammelte. Dann ging es an Bord unserer „Illinois" zurück. Die große Luke im Deck unseres Dampfers wurde geöffnet. Auf der „Nebraska" rief das Signalhorn alle Mannschaften auf Deck. Dieselben traten ohne Waffen an. An der Steuerbordseite, an welcher wir lagen, stellte sich der Kapitän mit den Offizieren und die Wache auf. Ein Kran wurde ausgeschwungen, und an seiner Rolle sah man ein mächtiges Bündel, in welchem sich der Sarg Macphersons und seine Effekten in Kisten und Säcken befanden. Das alles zusammen war eingewickelt in eine riesige Schiffsflagge.

Kommandoworte ertönten, alle Häupter an Deck entblößten sich, die Wache präsentierte, die Flagge des Schiffes ging auf Halbmast, und sämtliche Bootsleute „pfiffen die Seite", das Signal, welches gegeben wird, wenn ein Offizier von Bord geht.

Das war der letzte Gruß des Schiffes an den toten Offizier. Langsam sank das in die Flagge gehüllte Bündel in den Raum unseres Depeschenbootes. Unsere Flagge sank auf Halbmast, während die Flagge der „Nebraska" wieder zum Top emporstieg.

„Die Taue los!" kommandierte Lucas. „Kapitän Westrup, Volldampf!"

Die „Illinois" setzte sich in Gang und schoß zwischen den Kriegsschiffen hindurch, als wäre der Feind hinter ihr her.

Man rief uns von einzelnen Schiffen noch an, wahrscheinlich sollten wir noch Briefe mitnehmen, aber Lucas hörte nicht. Er stand auf der Kommandobrücke und sah gespannt nach der „Nebraska" zurück, bis wir aus Sicht der Flotte waren.

Unsere Flagge wurde eingezogen.

Lucas winkte mir und dem Ingenieur, mit dem ich mich an Deck unterhielt, und ging mit uns hinab in den Raum, in welchem das große Bündel in der amerikanischen Flagge lag.

„Erschrecken Sie nicht!" sagte er. „Es steckt auch noch ein lebender Mensch mit darin, hoffentlich ist er nicht erstickt."

Wir halfen Lucas beim Aufschnüren des Bündels, und demselben entstieg, halb erstickt und erschöpft — Wood, der zum Tode verurteilte Matrose.

Lucas brachte ihn sofort in seine Kabine, während der Ingenieur und ich den Sarg zurecht stellten und mit der Flagge bedeckten. Lucas rief mich dann, damit ich einige Stücke aus meiner Garderobe für den Geretteten hergebe, und eine halbe Stunde später saßen wir um den runden Tisch in unserer Kajüte. Auch Kapitän Westrup, der das Kommando zeitweise an den Steuermann abgegeben hatte, saß bei uns.

Lucas sagte mit Stolz: „Das hätten wir besorgt. Ich habe mit den beiden Deckoffizieren verabredet, daß Wood dem Sargbündel beigepackt werde. Es giebt keinen Menschen auf dem ganzen Schiff, ja auf der ganzen Flotte, der sich nicht freuen wird, daß die Hinrichtung nicht stattfinden kann. Heute abend wird dem Kapitän Marsham gemeldet, Wood sei über Bord gesprungen und infolge der Belastung mit seinen schweren Fesseln sofort untergesunken. Die Wache wird wegen Unaufmerksamkeit bestraft werden. Die Kameraden Woods haben sich in Menge freiwillig dazu gemeldet, die Strafe auf sich zu nehmen, als wir mit den Deckoffizieren und den nächsten Freunden des Verurteilten die Sache ordneten. Die Strafe wird schon deshalb gering ausfallen, weil selbst der Admiral froh sein wird, daß die für die ganze Flotte schändliche Hinrichtung vermieden werden wird. Es wird deshalb auch nur der Form halber gestraft werden. Ich bin überzeugt, der Kapitän der „Nebraska" wird bald die Wahrheit erfahren und uns noch dankbar sein."

In Tampa wurden wir im Hafen von der unglücklichen Frau Macpherson und General Broome erwartet. Letzterer hatte dafür gesorgt, daß dem Sarge durch eine Abteilung Freiwilliger militärische Ehren erwiesen wurden. Der General forderte uns auf, am nächsten Tage zu ihm zu kommen.

Wir versahen Wood mit Geld, und unangefochten fuhr er noch am Dienstag abend nach New York. Ich will gleich erwähnen, daß wir vier Wochen später einen Dankbrief von ihm aus England bekamen. Er hatte auf einem englischen Dampfer Dienste genommen und wollte, solange der Krieg dauerte, nicht nach Amerika zurückkehren. Später konnte er das, indem er sich einfach einen anderen Namen beilegte, wozu man in Amerika keiner Erlaubnis bedarf, weil dort niemand nach Legitimationspapieren fragt.

Als wir am nächsten Tage zu General Broome kamen, fanden wir dort Frau Macpherson, die uns unter Thränen dankte und uns bat, kostbare Andenken von ihr anzunehmen. Die Leiche des Sohnes war schon auf dem Transport nach der Heimat.

Als wir uns von General Broome verabschiedeten, übergab er Lucas eine zusammengefaltete Landkarte und bemerkte mit eigentümlichem Lächeln: „Vielleicht ist Ihnen das Studium dieser Karte von Nutzen."

Wir waren kaum draußen, als wir die Karte öffneten. Sie stellte Cuba dar, und ein Ort an der Südküste war mit roter Tinte unterstrichen. Daneben stand ein Datum, das des nächsten Freitags.

Wir wußten Bescheid. An diesem Tage fand an jener Stelle die Landung eines Teils der nachgesendeten amerikanischen Truppen statt. Wir waren pünktlich zur Stelle, und zwar als einziges Depeschenboot. Wir machten die Landung und das darauf folgende Gefecht mit und sendeten von Kingston einen Bericht telegraphisch nach Chicago, der unserem Blatt an einem Tage einen Absatz von einer Million Nummern verschaffte und uns ein besonderes Anerkennungstelegramm von der Redaktion eintrug.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Große Checks. — Wenn man bei einer Bank ein Guthaben besitzt, so erhält man das Recht, Anweisungen, Checks, auf dieses Guthaben auszustellen. Bei uns in Deutschland ist der Checkverkehr nur im Geschäftsleben in letzter Zeit mehr und mehr gebräuchlich geworden, während in England und Amerika jeder Privatmann längst sein Checkbuch in der Tasche hat und selbst bei Einkäufen im Laden mit Checks bezahlt. Die Geschäftschecks im Auslande werden auch auf viel höhere Summen ausgestellt, als dies in Deutschland der Fall ist. Bei der Reichsbank in Berlin sind zum Beispiel einzelne Checks, welche auf 2 bis 3 Millionen lauten, eine Seltenheit. Das ist aber gar nichts gegen die Riesensummen im englischen und amerikanischen Checkverkehr. Vor einigen Jahren kaufte zum Beispiel die De Beers Diamantgrubengesellschaft in London eine andere Diamantgrube an und bezahlte dieselbe mit einem einzigen Check in Höhe von mehr als 105 Millionen Mark. Einer der riesigsten Checks der Neuzeit war jenes Papier, mit dem China nach dem Friedensschlusse einen Teil seiner Kriegskosten an das siegreiche Japan bezahlte. Für die erste Rate, die sofort fällig war, hatte sich China von der Hongkong- und Shanghaibank die Kleinigkeit von 320 Millionen Mark geborgt. Diese Summe wurde der chinesischen Regierung bei der Bank von England gut geschrieben. Auf dieses Guthaben hin stellte der chinesische Gesandte in London Namens Lo-Feu-Luh der japanischen Regierung einen Check auf 220,177,156 Mark und 90 Pfennig aus — so viel betrug die erste Rate mit Zinsen — und die Bank von England zahlte diesen Check an die japanische Regierung aus, nachdem der erste Direktor der Bank seinen Namen auf die Rückseite des Checks geschrieben hatte. Einen noch riesenhafteren Check, der allerdings nicht bar ausgezahlt, sondern nur zur Verrechnung gegeben wurde, stellte im Juni 1898 der Sekretär des nordamerikanischen Schatzamtes seinem Nachfolger als Ueberweisung des vorhandenen Barbestandes des Schatzamtes aus. Dieser Check lautete auf 3,984,627,000 Mark. Es ist üblich, derartige Riesenchecks zu photographieren und Kopien als Andenken an diejenigen Personen zu geben, die bei der betreffenden finanziellen Transaktion beteiligt waren. Es giebt Sammler, welche

für Kopien von solchen Riesenchecks sehr große Summen bezahlen. [A. O. K.]

Gemütsbewegungen unter den Vögeln. — Wenn wir den Vögeln Gemütsbewegungen zuschreiben, die uns angenehm berühren, so begegnen wir andererseits auch Gemütserscheinungen, die uns überall abstoßen. So bemerken wir unter den Vögeln bisweilen Neid und Schadenfreude, Eitelkeit, Eifersucht und Rachsucht. Hier einige Beispiele:

Der englische General Napier besaß einen sehr gelehrigen Papagei, den er während seiner Abwesenheit in Deutschland seiner Familie zur Verpflegung zurückließ. Nun geschah es bisweilen, daß sich zugleich mehrere Personen in dem Zimmer befanden und sich lebhaft unterhielten, ohne auf den Papagei zu achten. Da stieß der Vogel von Zeit zu Zeit schallende Rufe aus, von denen der eine immer drolliger war als der andere. Dabei machte sich der Großvater der Familie den Spaß, diese Töne nachzuahmen, wodurch der Papagei gereizt wurde, sich immer mehr anzustrengen und endlich einen Ton hervorzubringen, den sein Nachahmer trotz aller Anstrengungen nicht herausbrachte. Darauf schien der Vogel gewartet zu haben, denn als er die vergeblichen Bemühungen des Großvaters bemerkte, rief er schadenfroh: „Ha, ha, ha!" sprang von seiner Stange herab und lief mit den merkwürdigsten Sprüngen und Grimassen in dem Käfig herum.

Ein anderer Papagei lebte mit einer Katze, die sich Tag und Nacht mit ihm in demselben Zimmer aufhielt, in guter Kameradschaft. Eines Tages aber wurden beide uneins, weil die Katze wahrscheinlich die Leckerbissen ihres Freundes sich angeeignet hatte. Wie jedoch immer, wenn sie etwas gegeneinander hatten, schlossen sie auch diesmal wenigstens scheinbar Frieden, und der Papagei ließ durchaus nichts merken, daß er gegen die Katze etwas im Schilde führe. Ungefähr eine Stunde später rief auf einmal Polly, so hieß der Papagei, am Rande des Tisches mit lauter Stimme: „Puß, Puß, komm!" Auf diesen Ruf näherte sich ahnungslos die Katze dem Vogel und streckte ihm zutraulich den Kopf entgegen. Darauf hatte der auf Rache sinnende Schlaukopf gewartet, denn in demselben Augenblick ergriff er mit seinem Schnabel einen in seiner Nähe stehenden kleinen Milchtopf, goß den Inhalt desselben auf seinen Freund hinab und erhob ein schadenfrohes, gellendes Lachen, das so lange anhielt, als sich die Katze mit ihrer Reinigung beschäftigen mußte.

Eine Art Stolz verrät der Pfau, wenn er, vom übrigen Hofgeflügel etwas zurückgezogen, seinen langen Schweif zu einem prächtigen Farbenrad gestaltet und mit langsamen kurzen Schritten einherschreitet, um sich bewundern zu lassen. Auch der Puterhahn scheint an dieser Schwäche zu leiden, wenn er seinen erbärmlichen Stutzschwanz radförmig emporrichtet, die Flügel straff hinabsenkt, daß die Schwungfedern den Boden scharren, und sich laut kollernd aufbläht, so daß das kleine Geflügel ringsum zurückweicht. Aehnliche Beobachtungen machen wir bei anderen männlichen Vögeln, die mit einem glänzenderen Gefieder ausgestattet sind als die Weibchen. Mit einem gewissen Selbstgefühl stolzieren sie vor den Weibchen einher, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wir brauchen hier nur auf die Tauben hinzuweisen. Und was die Rachsucht anlangt, so wissen wir, daß die Störche einem Kameraden, von dem sie sich beleidigt fühlen, niemals verzeihen und nicht eher ruhen, bis sie sich grausam gerächt haben, selbst wenn die Rache nach Jahren erst zur Ausführung kommt. [L. Ht.]

Humoristisches.



Auf Gegenseitigkeit.

Kommerzienrätin: Ah, Herr Doktor, daß Sie noch spät abends kommen, um mir zu helfen, das rechne ich Ihnen hoch an.

Arzt: Ich Ihnen auch!



Einzige Besorgnis.

Bauer (im Eisenbahnwagen): Jesses, Jesses, wenn's nur heut kein' Zusammenstoß giebt!

Schaffner: Warum haben Sie denn solche Angst?

Bauer: Ja, wissen S', i hab' a Körb'l voll Eier bei mir!

Der letzte Neujahrsgruß. — Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, am 1. Januar 1805, schrieb Goethe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchlas, fand er, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: „zum letzten Neujahrstag" statt „erneuten" oder „wiedergekehrten" oder dergleichen. Aergerlich zerriß Goethe das Geschriebene und begann von vorne. Als er an die ominöse Zeile kam, konnte er sich nur mit Mühe zurückhalten, wiederum „zum letzten Neujahrstag" zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung. An demselben Tage besuchte er Frau v. Stein, er erzählte ihr, was ihm begegnet sei, und äußerte, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Leider bestätigte sich die Ahnung. Denn Schiller starb am 9. Mai 1805. [—dn—]

Bilder-Rätsel.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1903.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 51:
Erst gehorchen, dann gebieten.

Buchstaben-Rätsel.

Wir tranken in der Neujahrsnacht
So manches Glas mit P,
Der Liebsten ward dabei gedacht
Mit manchem frommen W.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1903.

Charade. (Dreisilbig.)

Die Kletterrosen rankten
Einst um dein Haus und schwankten
Im goldnen Sonnenschein.
Und unter zwei drei blicktest
Du lieb empor und nicktest
Mir zu durchs Fensterlein.
Nun ist die eins gekommen,
Hat mitleidslos genommen
Der Blumen holde Zier;
Im Sonnenschein blitzt 's Ganze,
In dessen frost'gem Glanze
Bist du versteckt jetzt mir.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1903.

Auflösungen von Nr. 51:

des Logogriphs: Profit, Profit;
des Wechsel-Rätsels: Koralle, Forelle.